

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 40 (1960-1961)
Heft: 4

Artikel: Wenn die "Unselbständigen" dominieren...
Autor: Böckli, Hans Rudolf
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-161095>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 22.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

des Proletariats verfluchen, sie wird auch uns verfluchen, die wir den Sturz hervorgerufen haben. Sie werden jetzt fragen, was soll jetzt gemacht werden? — Ich weiß es nicht, das heißt innerlich wissen wir beide, daß eine Rettung Rußlands nur in der Wiedereinrichtung der Monarchie besteht. Wir wissen genau, daß die Vorfälle der beiden letzten Monate uns klar bewiesen haben, daß das Volk nicht imstande war, sich die Freiheit anzueignen, daß die Volkschichten, die an den Versammlungen und den Kongressen nicht teilnahmen, monarchistisch gesinnt waren, daß viele, sehr viele, die ihre Stimme für die Republik abgaben, es nur aus Angst taten. Dies ist alles klar, wir können es jedoch einfach nicht zugeben. Zugeben können wir es nicht; mit den Rechten, mit denen wir so lange und erfolgreich gekämpft haben, können wir uns auch nicht vereinigen. Das ist alles, was ich Ihnen jetzt sagen kann. Dieser Brief ist natürlich streng vertraulich. Sie können ihn nur Angehörigen des Ihnen bekannten Kreises zeigen.»

gezeichnet: «P. Miljukow.»

Wenn die «Unselbständigen» dominieren . . .

HANS RUDOLF BÖCKLI

Es ist eine statistisch erwiesene Tatsache, daß die unselbständig Erwerbenden im Zunehmen begriffen sind. Ihre Zahl wächst absolut; sie wächst aber auch, was von größerer Bedeutung ist, prozentual in der Gesamtbevölkerung. Es liegt auf der Hand, daß eine derartige, sich über einen längeren Zeitraum erstreckende Tendenz im gesellschaftlichen Bereich nicht ohne tiefgreifende Auswirkungen sein kann, die je nach dem Standort des Urteilenden als positiv oder negativ zu bewerten sind. «Wir werden», wie Thurman Arnold schon vor dem zweiten Weltkrieg für die Vereinigten Staaten festgestellt hat, in zunehmendem Maße «zu einer Nation von Angestellten.» Und mählich wird durch die Zunahme der unselbständig Erwerbenden gegenüber den «Selbständigen» nicht nur die gesamte Sozialstruktur in einem wesentlichen Element geändert, son-

dern es werden auch die mit derselben in vielfältigen Wechselbeziehungen stehenden Wertvorstellungen und Lebensanschauungen beeinflußt und verändert. In diesen Wandlungen stehen wir mitten drin, in den Vereinigten Staaten nicht weniger als in allen anderen an der Spitze des technologischen Fortschritts und der Zivilisation marschierenden Ländern, inbegriffen die Schweiz.

Um diese Veränderungen in ihren auch geistigen und sozialpsychologischen Elementen zu begreifen, müssen wir uns zunächst einmal die Frage vorlegen, worin sich denn eigentlich der selbständig Erwerbende vom «Unselbständigen», dem Angestellten und Beamten im weitesten Sinne, seinem Habitus nach unterscheidet. Viele der heute noch gültigen Lebensideale, der Glücksvorstellungen und obersten Lebenswerte sind in einer Zeit geprägt worden, da der «Selbständige» allein gesellschaftlich tonangebend gewesen war. Unselbständig Erwerbender zu sein, war ein Minus, ein Zustand, den man zu ändern beabsichtigte, wenn und wo immer sich diese Möglichkeit zeigte. Man harrte höchstens «der Not gehorchend...» in einer unselbständigen Position aus, wohl wissend, daß man in dergestalt abhängiger Stellung gesellschaftlich niemals für voll genommen werden konnte und somit unter dem Gesichtspunkte des bei allem Handeln im Gesellschaftsbereich so überaus wichtigen Sozialprestiges betrachtet, stetsfort eine pariaähnliche Stellung einnehmen mußte. Nur wer über Kapital und Produktionsmittel verfügte, genoß den vollen Status einer Person. Die relativ kleine Zahl unselbständiger Existenzverhinderte das Aufkommen eines gemeinsamen Bewußtseins der Lage der «Unselbständigen» und ließ diese nach den von den «Selbständigen» vorgezeigten und vorgelebten Werten streben. Den selbständig Erwerbenden zeichnet nun — damals übrigens wie weitgehend heute — der Umstand aus, daß dieser auf eigene Verantwortung und Gefahr handelt, daß alles, was er tut und entscheidet, den ganzen Einsatz seines ungeteilten Willens und seiner Persönlichkeit fordert. Alle seine Entscheidungen, mit inbegriffen die Planung seines Handelns auf lange Sicht, werden von ihm selber getroffen, wobei er jenes Glücksgefühl genießt, welches in der Regel aus der Identifizierung der Person mit ihrer Tätigkeit und ihren Entschlüssen hervorgeht. Im pekuniären Gewinn wird vom «Selbständigen» nicht nur ein Subsistenzmittel gesehen, welches die Höhe des Lebensstandards bestimmt, sondern in hervorragendem Maße neue Wirkungsmöglichkeiten und ein Anreiz für anderes oder größeres unternehmerisches Handeln, ein Ansporn zum Wagnis im persönlichen Leben. Er braucht deshalb Mut und Tatkraft und eine gute Portion jener unfaßbaren, irrationalen Größe, die im Volksmund kurz und einfach «Glück» genannt wird. Phantasie und Initiative werden beim «Selbständigen» stets durch die selbstverantwortliche Tätigkeit gefordert und in Anspruch genommen; und aus diesem Umstand geht ein gegenüber dem «Unselbständigen» ganz anderes Lebensgefühl hervor, das wir als großzügig und angriffig bezeichnen dürfen.

Ganz anders der «Unselbständige». Bei ihm ist die ganze Situation genau umgekehrt. Seine Arbeit und Kompetenz wird dem Angestellten (und noch in bedeutend höherem Maße dem Beamten) von seinem Vorgesetzten und vom Apparat zugewiesen. Er hat sich innerhalb der bestehenden Organisation strikte an seinen Funktionenkreis zu halten, wenn er nicht seinen Kollegen ins Gehege kommen und bei seinen Vorgesetzten unliebsam auffallen will. Seine Funktion ist und bleibt, ausgenommen vielleicht die neue Berufsgruppe der sog. Manager, eine Splitterfunktion, in welcher auf Grund der in jeder wirksamen Organisation notwendigen, klaren und eindeutigen Arbeitsteilung seine Gesamtpersönlichkeit nur noch zu einem geringen Teile engagiert und wirklich integriert ist. Es wird von ihm Fleiß und Zuverlässigkeit, Bescheidenheit und Folgsamkeit erwartet in allem, was mit einer Tätigkeit als Angestellter zusammenhängt. Risiko trägt er, abgesehen von der Gefahr, bei instruktionswidrigem Handeln seine Stelle zu verlieren, keines; und am Gewinn eventuell sogar bedeutender Leistung ist er in der Regel nicht beteiligt. Er ist zum Gehaltsempfänger geworden, der seine Arbeitskraft gegen die regelmäßige Entrichtung einer Bezahlung verkauft hat. Er weiß am Anfang des Jahres bereits, wieviel er am Ende des Jahres beziehen wird, kann sich deshalb mit einem genauen Budget einteilen und hat für das Unerwartete keine besonderen Rücklagen nötig, da dieses Unerwartete auf ganz wenige, heute meist noch durch Versicherungen abgeschirmte Extremsfälle beschränkt bleibt. Mut, Initiative und Phantasie sind in den meisten Angestelltenpositionen nicht nur nicht gefragt, sondern geradezu ein gefährliches Ingrediens, das nur dazu angetan ist, von Zeit zu Zeit die Ordnung des geregelten Arbeitsganges zu sprengen und die gut geölte Zusammenarbeit in dem hoch arbeitsteiligen Betriebe zu stören.

Was bedeutet die Zunahme der unselbständig Erwerbenden in einer gegebenen Gesellschaft, wenn wir das oben skizzierte, im übrigen natürlich grobe und in manchen besonderen Fällen gewiß sogar unrichtige Bild der Prototypen einander gegenüberstellen? Das bedeutet nun wohl doch, daß sich das Sicherheitsstreben, gepaart mit äußerlich zur Schau getragener Unterwürfigkeit im allgemeinen Habitus eines Volkes in den Vordergrund schiebt. Auf der einen Seite werden die Tugenden desjenigen, der weitgehend Herr über sein Schicksal ist, so der Stolz auf die höchstpersönliche Leistung, die Kühnheit zu auf lange Sicht geplanten Unternehmungen und die Tapferkeit in den Widerwärtigkeiten und Wechselfällen des Lebens abgewertet und relativ verschwinden; auf der anderen Seite aber wird die Sucht sich um so mehr bemerkbar machen, die mangelnde Selbständigkeit und die fehlende, aus dieser Stellung ausstrahlende Würde wettzumachen mit Statussurrogaten. Es nimmt überhand, seine Tüchtigkeit durch das ostentativ zur Schau gestellte hohe Einkommen vor aller Augen durch einen großen Aufwand an «Glücksgütern» aller Art, als da sind: Auto, Wohnungseinrichtung, Ferienreisen, Kleider und Schmuck usw. stellvertretenderweise darzustellen.

Eine solche Entwicklung prägt selbstredend das ganze gesellschaftliche und politische Klima und findet zuletzt auch im Geiste der Gesetze einen unverkennbaren Niederschlag. Es handelt sich hierbei um gesetzgeberische Tendenzen, die in zunehmendem Maße die Selbstverantwortlichkeit des Individuums negieren, ja sogar sabotieren und die Sorge um das Wohl und Wehe des Einzelnen diesem Einzelnen von den Schultern heben, um sie dem Kollektiv und dem Staat aufzubürden. Da die zur Regel gewordenen «Unselbständigen» für die Anliegen und die Existenzbedingungen der «Selbständigen» immer weniger Verständnis aufzubringen vermögen, wenn sie von einer kleinen, unwesentlichen Minorität zur tonangebenden Mehrheit in der Gesellschaft aufsteigen, werden jene dazu neigen, Gesetze zu schaffen, die auf die «Selbständigen» wenig oder gar keine Rücksicht mehr nehmen. Gesetze werden erlassen, die das initiative Handeln benachteiligen, ja bestrafen (Steuergesetze!), derweilen für das zur Norm gewordene Dutzendverhalten eine Prämie entrichtet wird, indem ein Arbeitnehmer beispielsweise, wenn er so und so viel Jahre in einer Stellung ausgeharrt hat, eine Rente, eine Pension oder eine besondere Vergünstigung anderer Art obligatorisch in seine Hände bekommt. Der kritische Punkt dieser Entwicklung ist dann erreicht, wenn es selbst initiative Persönlichkeiten vorzuziehen beginnen, statt sich auf eigene Füße zu stellen, in ein sicheres und bequemes Anstellungsverhältnis zu fliehen; ein Punkt, der heute zum Beispiel angesichts der ungeheuren «Soziallasten», die den freien Unternehmer bedrücken, in Frankreich bereits erreicht, bei uns aber in bedrohliche Nähe gerückt ist.

Was kann in dieser Situation getan werden? Zunächst einmal erscheint es als völlig ausgeschlossen, die Tendenz mit irgendwelchen Mitteln umzukehren. Die große Organisation hat, bis zu einem bestimmten Ausmaß, gegenüber einer atomistischen Struktur von Einmann- oder kleinen Familienbetrieben in der Regel zu gewichtige wirtschaftliche Vorteile aufzuweisen. Die unselbständigen Existenzien werden wohl noch weiter zunehmen, wenn auch immer wieder neue Berufe und Branchen entstehen werden, in welchen ein Nährboden für selbständige Existenzien gefunden werden kann. Aber im großen und ganzen muß die Entwicklung als unnatürlich betrachtet werden. Soll deshalb eine Gleichschaltung der Menschen in wachsender Unfreiheit vermieden werden, so kann das nur durch institutionelle Vorkehren geschehen, die den «Unselbständigen» ein Maximum von Selbständigkeit vermitteln. Die unselbständig Erwerbenden müssen besser in der freien Meinungsäußerung bestärkt werden, und die Diskriminationsgefahr durch die Vorgesetzten und den Apparat muß auf ein Minimum beschränkt werden können. Diese Sicherungen erweisen sich als um so notwendiger für die Erhaltung unserer in einer Zeit selbständiger Existenzien errungenen Freiheiten, als die Masse der «Unselbständigen» die «Selbständigen» nur so lange toleriert und schalten und walten zu lassen geneigt ist, als die Diskrepanz in den Wünschen und Werten zwischen den beiden

Gruppen nicht allzu groß geworden ist. Es liegt deshalb im Interesse der «Selbständigen», die unselbständig Erwerbenden, die ja zum großen Teile ihre Arbeitnehmer sind, an der Lage und an den Aussichten der selbständig Erwerbenden im weitest möglichen Maße partizipieren zu lassen. Gelingt dies nicht zur rechten Zeit, dann ist der Augenblick vorauszusehen, da die «Selbständigen» zunächst von der großen Mehrheit der «Unselbständigen» in die Defensive gedrängt und — als Selbständige — schließlich beseitigt werden. Die bedrückende Endstation wäre dann, daß alle zum Arbeitnehmer geworden sind, denen nur noch ein einziger «Selbständiger» gegenübersteht, seine Majestät, der souveräne Staat!

Die Ideale und Grundsätze der Freiheit entstammen einer Gesellschaft, die in vieler Hinsicht von der gegenwärtigen verschieden war. Es war eine Gesellschaft, in der ein viel größerer Teil der Menschen, insbesondere jener, die auf die öffentliche Meinung Einfluß hatten, in ihrem Lebenserwerb unabhängig waren. Wie weit haben jene Grundsätze noch unter Verhältnissen Geltung, in denen die meisten unter uns als Angestellte großer Organisationen arbeiten und auf Anweisung anderer Mittel verwenden, die sie nicht selbst besitzen? Sind insbesondere die Möglichkeiten, die sich den Unabhängigen bieten, die heute einen so viel kleineren und weniger einflußreichen Teil der Gesellschaft bilden, aus diesem Grunde weniger wichtig geworden, oder stellen sie nicht immer noch ein unersetzliches Element einer freien Gesellschaft dar, ohne die diese nicht richtig funktionieren kann?

F. A. HAYEK